Editorial

**Ferdinand Eder · Georg Krammer · Angelika Paseka ·
Burkhard Gniewosz**

Angenommen: 3. Mai 2021 / Online publiziert: 26. Mai 2021
© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, ein Teil von Springer Nature 2021

Die subjektive Perspektive von Schülerinnen und Schülern – wie sie Schule insgesamt erleben, mit den fachlichen Anforderungen umgehen, ihre sozialen Beziehungen gestalten, sich in das Unterrichtsgeschehen einbringen, welche Möglichkeiten an Gestaltung und Partizipation sie dort vorfinden und wie sie sich unter dem Einfluss von Schule entwickeln – ist in den letzten Jahrzehnten in den Hintergrund getreten. Die Aufmerksamkeit der Bildungsforschung verlagerte sich vielmehr zu Analysen auf Basis der internationalen Leistungsvergleiche, auf die Entwicklung und Evaluierung von Programmen und Maßnahmen zur Steigerung von Qualität und Wirksamkeit der Schule, die Verbesserung der Ausbildung von Lehrpersonen, das Aufzeigen sozialer Ungleichheit und deren Auswirkungen auf die Leistungen in der Schule, oder die Bewältigung der Begleitscheinungen und Folgen von Migration.

Demgegenüber fokussiert das vorliegende Heft der ZBF auf die Lage der Schülerinnen und Schüler in der Schule in einem sehr breiten Verständnis. Auf eine Einleitung von *Ferdinand Eder* und *Angelika Paseka* über „Schülerinnen und Schüler als Subjekte und Akteure von Schule“ folgen elf Beiträge, in denen Status, Lage, Verhalten und Handeln sowie Befinden und Entwicklung von Schülerinnen und Schülern aus unterschiedlichsten Perspektiven thematisiert wird.

Das Verständnis von Kindern oder Schüler*innen als „Subjekte“ impliziert die gedankliche Möglichkeit einer selbstgesteuerten Entwicklung bzw. eines selbstgestalteten Lebens und steht damit im Spannungsverhältnis zu einer konditionierenden Erziehung mit Ausrichtung auf vorgegebene Ziele, wie sie für die Schule über weite Strecken charakteristisch ist. Der Beitrag von *Thomas Rucker*, *Elmar Anhalt* und *Kira Ammann* „Der Subjektstatus des Schülers/der Schülerin – Erziehungstheoretische

Ferdinand Eder (✉)
Fachbereich Erziehungswissenschaft, Paris Lodron Universität, Salzburg, Österreich
E-Mail: ferdinand.eder@sbg.ac.at

Überlegungen“ diskutiert – ausgehend von einem historischen Verständnis des Subjektstatus im Begriff der Bildungsamkeit – Zugänge, wie in Erziehung und Unterricht einerseits dem Subjektstatus von Kindern/Schüler*innen, zugleich aber auch dem Anspruch nach Vermittlung von vertrauenswürdigem Wissen Rechnung getragen werden kann. Die in der Erziehungstheorie geführte Diskussion über den Subjektstatus wird dabei komplementiert durch den Rückgriff auf die Kinderrechtskonvention der Organisation der Vereinten Nationen (UNO), in der dieses Verständnis auch sein rechtliches Substrat findet.

Hinweise, wie es um die konkrete und praktische Umsetzung der gesetzlich verankerten Schüler*innenpartizipation in der Schule steht, liefert der Beitrag von *Daniela Müller-Kuhn, Pascale Herzig, Julia Häbig und Enikő Zala-Mező* „Student participation in everyday school life – Linking different perspectives“. Aufbauend auf dem Schweizer Forschungsprojekt „Partizipation stärken – Schule entwickeln“ thematisieren die Autorinnen wie Schüler*innenpartizipation ge- und erlebt wird. Befragungen von Schüler*innen und Lehrer*innen zusammen mit ethnographischen Beobachtungen in Klassen zeigen auf, dass Partizipation zwar gelebt, jedoch von Schüler*innen und Lehrer*innen unterschiedlich erlebt wird. So nehmen Lehrer*innen mehr Partizipation wahr und sind mit dieser auch zufriedener als die Schüler*innen. Neben diesen und weiteren Erkenntnissen zur Schüler*innenpartizipation zeigen die Autorinnen auch auf, was die gewählte Methodentriangulation zur Verbesserung der Partizipation an Schulen leisten kann.

Einblicke, wie Schüler*innen ihren „Job“ interpretieren und aktiv gestalten, geben zwei Beiträge. Unter dem Titel „„Schülerjob“ revisited: Zur Passung von Lehr- und Lernhabitus im Unterricht“ widmen sich *Matthias Martens* und *Barbara Asbrand* aus der Perspektive der kultur- und wissenssoziologisch fundierten dokumentarischen Unterrichtsforschung der Kategorie „Schülerjob“ (bezugnehmend auf Breidenstein, 2006) als Bewältigung unterrichtlicher Anforderungen durch Schüler*innen. Der Beitrag systematisiert vorliegende Studien in Form einer Typik, erweitert hier aber den theoretischen Zugang durch die Bezugnahme auf den Lernhabitus der Schüler*innen und die im Unterricht rekonstruierbaren Lehrhabitus der Lehrpersonen. Der Blick auf „Schülerjobs“ kann somit durch die Betrachtung von Passungsverhältnissen von Lehr- und Lernhabitus differenziert werden.

Aytüre Türkyilmaz gibt in ihrem Beitrag „Wenn ich lerne, dann werde ich auch Erfolg haben später“ – Kinder als Akteure in Prozessen struktureller (Re-)Produktion“ Kindern eine Stimme und lässt sie über ihre eigenen Bildungswege sprechen. Sie zeichnet nach, wie Kinder am Übergang von der Grundschule in eine weiterführende Schule an der Herstellung der sozialen Welt durch ihr Handeln mitwirken. Dabei greifen sie – im Sinne von Giddens und Archer – vorhandene und ihnen zugängliche Regeln des Umgangs mit schulischen Anforderungen in unterschiedlicher Weise auf, um sich als Schüler*innen zu positionieren und darzustellen. Die Strategien reichen von Anpassen, um in der Schule durchzukommen, bis hin zu Distanzieren und Zurückhalten eigener Ansprüche. Dabei wird auch die Rolle der Eltern thematisiert, deren Verhalten Druck ausüben oder Druck minimieren kann. Einig sind sich die befragten Kinder, dass Schule eine zentrale Bedeutung für ihren Bildungsweg hat. Sie haben die Leistungsideologie der Schule internalisiert und sind bereit, sich dieser zu stellen und sich anzustrengen. In Abhängigkeit von der sozialen Herkunft und

der besuchten Schulformen zeigen sich jedoch unterschiedliche Arten des Umgangs mit den Ansprüchen von Schule und Lehrpersonen.

Positive soziale Beziehungen bilden eine wichtige Grundlage für personale Entwicklung und schulisches Lernen. *Gerda Hagenauer, Christina Wallner-Paschon und Clara Kuhn* gehen in ihrem Beitrag „Austrian students’ experiences of supportive relationships with teachers, peers, and parents and the mediating effect of school belonging in the context of their academic and non-academic outcomes“ auf Basis von Daten aus PISA 2015 der Frage nach, in welchem Ausmaß Schüler*innen in der Schule unterstützend empfundene Sozialbeziehungen erleben, und inwieweit diese mit dem Gefühl von Schulzugehörigkeit, Zufriedenheit, Leistung und Absentismus zusammenhängen. Die Daten verweisen u. a. auch darauf, dass teilweise deutliche Unterschiede im Erleben von Schule zwischen den verschiedenen Geschlechtern und in Abhängigkeit vom Migrationshintergrund bestehen.

Auch der Beitrag von *Sina Schürer, Stefanie van Ophuysen und Sophie Michalke* „Der Zusammenhang von Schuleinstellung und Qualität kind- und klassenbezogener pädagogischer Beziehungen von Lehrkräften“ befasst sich mit sozialen Beziehungen in der Schule. Die Autorinnen erweitern die Diskussion zu den Effekten der pädagogischen Beziehung von Lehrkräften zu Schüler*innen um den Aspekt, dass Lehrkräfte gleichzeitig eine pädagogische Beziehung zur gesamten Klasse haben. Durch die gleichzeitige Berücksichtigung der Lehrkraft-Schüler*in-Beziehung und der Lehrkraft-Klassen-Beziehung zeigen die Autorinnen, dass beide Beziehungsebenen dazu beitragen können, dass Schüler*innen eine positiv affektive Einstellung gegenüber ihrer Schule haben. Darauf aufbauend unterstreichen die Autor*innen, wie wichtig es ist, dass Lehrkräfte sich beider Beziehungsebenen bewusst sind und darauf achten, wie die Beziehung zum einzelnen Kind/Jugendlichen und zur gesamten Klasse erlebt wird.

Schule und Unterricht sind strukturell geprägt durch das Aufeinandertreffen heterogener Interessen und Intentionen seitens der Schüler*innen und Lehrpersonen. Schlüssel-situationen sind dabei vor allem unterschiedliche Wahrnehmungen und Bewertungen von Leistungen oder gegensätzliche Einschätzungen des Verhaltens von Schüler*innen durch die Lehrpersonen – was bei den Schüler*innen häufig zu Äußerungen wie „Das ist ungerecht“ oder „Das ist unfair“ führt. Solche Einschätzungen können Ausdruck von Empörung, Verletzung oder Kränkung sein, aber auch dazu dienen, in einer als machtlos erlebten Situation den eigenen Selbstwert zu schützen. Der auf einem ethnographischen Zugang basierende Beitrag von *Sophia Richter und Antje Langer* „Im Namen der Gerechtigkeit? Ungerechtigkeitsthematisierungen von Schüler*innen als Positionierungen“ gibt neben einem Einblick in die Vielgestaltigkeit der von Schüler*innen berichteten Ungerechtigkeit wichtige Anregungen zur Entstehung dieser Erfahrungen vor dem Hintergrund schulischer Regelsysteme und professionellen Handelns der Lehrpersonen, aber auch zur psychischen und sozialen Funktion von (Un-)Gerechtigkeitsthematisierungen für die Schülerinnen und Schüler.

Anja Steinbach und Anke Spies greifen in ihrem Beitrag „Bildungsbiografische Rekonstruktionen. Erfahrungen von Schüler/innen mit verbalen und nonverbalen Anrufungen und Diskriminierungen“ Ansätze von Foucault, Butler und Rose auf und fragen nach den Prozessen der Subjektivierung und Normierung im Kontext

von Schule. Schule wird dabei als Ort verstanden, in den soziale Differenzkategorien eingeschrieben sind, die im Unterricht durch Lehrpersonen und auch Schüler*innen aktualisiert werden. Auf Basis von narrativen Interviews mit Schulabsolvent*innen rekonstruieren die Autorinnen, welche Praktiken der Anrufung die Befragten erfahren haben und welche Normalitätsvorstellungen darin enthalten sind. Anhand des Falls von Adira veranschaulichen sie die im Unterricht zutage tretenden Positionierungsaufforderungen und die Adressierung als Fremde. Adira wird als ‚Andere‘ im Kontrast zu „einem imaginären, weißen, deutschen ‚Wir‘“ konstruiert. Um solchen Anrufungen zu entgehen, wählt sie die Strategie des Rückzugs, denn ein offenes Ansprechen erscheint ihr am Ort Schule nicht möglich. Schule erweist sich somit als Ort der Differenzproduktion, der sich in die je eigene Biografie einschreibt. Der Beitrag lädt zum Nachdenken ein, wie diese Erfahrungen in die Lehrer*innenbildung einfließen könnten.

Norman Krause, Cindy Ballaschk, Friederike Schulze-Reichelt, Julia Kansok-Dusche, Sebastian Wachs, Wilfried Schubarth und Ludwig Bilz interviewen Jugendliche zu diskriminierenden Erfahrungen im Internet: „Ich lass mich da nicht klein machen!“ Eine qualitative Studie zur Bewältigung von Hatespeech durch Schüler/innen“. Theoretische Basis ist ein transaktionales Stressmodell, auf dessen Basis die Stressrelevanz von Hatespeech bewertet wird, ebenso wie die verschiedenen Erfahrungen im Umgang damit. Das Ergebnis zeigt, dass Hatespeech von negativen Emotionen begleitet und als stressrelevant erlebt wird, aber in unterschiedlicher Art und Weise in Abhängigkeit vom sozialen Ansehen in der Schulklasse bzw. der erlebten sozialen Unterstützung. Ebenso werden verschiedene Formen von Bewältigungsstrategien von den Jugendlichen genutzt: Es finden sich im Datenmaterial sowohl emotionsfokussierte als auch problemfokussierte Bewältigungsstrategien. Als ein Ergebnis kann festgehalten werden, dass bei der Bewältigung von Hatespeech die Schulklasse als soziale Gemeinschaft und Freundschaften wichtige Faktoren darstellen, während Eltern, zumindest in dieser Altersgruppe, keine besonders große Rolle zukommt. Schule als soziales Netzwerk und die darin geltenden sozialen Normen scheinen eine große Hilfe bei Erfahrungen mit Hatespeech zu sein.

Antje Gansewig und Maria Walsh greifen in ihrem Beitrag „Die Sichtweise von Schülerinnen und Schülern auf eine primärpräventive Maßnahme eines ehemaligen Rechtsextremen: Befunde einer Evaluationsstudie und Empfehlungen für Bildungsakteure“ einen in der Bildungsforschung oft unterbeleuchteten Bildungsauftrag von Schule auf: die Vorbeugung von Radikalisierung und Extremismus. Eine oft verwendete Praxis an Schulen in Deutschland sind biografiebasierte Maßnahmen, nämlich, dass Aussteiger*innen aus politisch extremen Szenen als externe Referent*innen eingeladen werden. Jedoch ist die Befundlage karg, ob solche Maßnahmen die angestrebten positiven Effekte erreichen, und welche nicht-intendierten Effekte dabei auftreten können. Vor diesem Hintergrund begleiten die Autorinnen im Rahmen einer Wirkungs- und Prozessevaluation exemplarisch eine solche primärpräventive Schulmaßnahme an 13 öffentlichen Gemeinschaftsschulen in 50 Klassen. Sie zeigen intendierte Effekte, aber auch nicht-intendierte Effekte und geben konkrete Empfehlungen, um das Gelingen solcher Maßnahmen zu unterstützen.

Der abschließende Beitrag beschäftigt sich mit der Frage, wie Schüler*innen den Ausfall von Schule verarbeiten. *Wassilios Baros, Ulrike Greiner, Mishela Ivano-*

va und *Aida Delic* gaben Schüler*innen den Schreibauftrag, in einem Aufsatz aus der Perspektive von Großeltern den Enkeln zu erzählen, wie das war mit „Corona“. Aus den so erhaltenen Dokumenten extrahierten Sie für ihren Beitrag „Perspektiven auf Schul- und Lebenswelten in Schüler/innen-Narrationen während der Corona-Krise im Frühjahr 2020“ mit Hilfe einer latent-class-analysis verschiedene „Narrationsstile“, aus denen ersichtlich wird, aus welcher Perspektive 10–12-jährige Schüler*innen aus verschiedenen Schultypen aus Österreich, der Schweiz und Griechenland die „Krise“ wahrnehmen – von einer vorübergehenden Unterbrechung über eine Art „Unfall“ des Systems bis zur Befürchtung eines Dauerzustandes ganz veränderter Bedingungen. Was vor allem sichtbar wird: die große Fülle von Sichtweisen und Aspekten, die in der Schülerwahrnehmung von Covid-19 eine Rolle spielen, und einer Reduktion des Problems auf einfache Muster von „Belastung“ oder „Benachteiligung“ entgegenstehen.